

Die Bauern von Steig.

Roman von Alfred Suggenberger.

Die Base Käther, deren Krankheit glücklicherweise eine Wendung zum Besseren genommen hatte, kam nun jede zweite Woche einmal ins Dorf herab und vergaß nie, bei uns einzufahren. Sie freute sich, daß es mir so wohl ging und daß der Zeigerhanß so gut mit mir zufrieden war. Jedemal durfte ich sie noch ein wenig durch den Wald hinauf begleiten, wobei sie mir verständlich zuredele und mir mancherlei liebe Verheißungen gab. Zum Beispiel, daß ihr Sparheft mit dem heimlich errackeren und erschnundenen Kleingeld wohl später doch einmal ausreichen werde, um der Armenpflege alles zurückzubezahlen, was ich gekostet habe. So bekomme ich dann sauberen Tisch und es könne mir später kein Mensch etwas vorhalten. Und sie werde mir auch sonst in manchem helfen können, wenn sie das Leben habe.

Ganz unberhört tat mir auch der Wäldihof nach laugen Jahren wieder einmal seine gastliche Türe auf, und zu meiner großen Verwunderung war es der Götti selber, von dem die Einladung ausging. Ich war an einem heißen Sommernachmittag auf dem Waidacker mit Rübenjäten beschäftigt, als er hemdärmelig, den schweren Rock am Arm tragend, mit rotem, verschwitztem Gesicht den Fußweg herab und an mir vorbeikam. Er stand bei mir still und fragte leutlich, wie es mir gehe und warum ich nicht schon lang einmal habe sehen wollen, was auch der Götti und die Base Käther machten? Dabei rieb er sich beständig mit dem roten Schnupftuch den Schweiß aus den verkniffenen Augen. Er kam auch auf die Arbeit, die ich machte, zu reden und meinte in ziemlich abschätzigem Tone, das sei eine Weiberarbeit, bei ihm auf dem großen Wäldi gäbe es für so einen wohlgewachsenen Diensthüben andere Beschäftigung. Sowieo sei es auf einem anständigen Hofe kurzweiliger zu schaffen, als auf so einem Lannergütl. Bei ihm werde mit der Pferdhaide gefahren; und mit einem Roß Klee einzuführen, sei allweg auch kurzweiliger, als mit dem Stokkaren. Nun, es sei ja recht, wenn ich es bei der Schinderei aushalte, das sei ein Zeichen von Geduld.

Als er weg war, machte ich mir noch lange meine Gedanken. Besonders das wegen dem Pferd hatte mir sehr eingeleuchtet. Was wohl Frieda dazu sagen würde?

Der Götti ließ es sich nun nachdrücklich daran gelegen sein, meiner Arbeitskraft nachzustellen und mich vom Zeigerhanß wegzuloden. Doch seine Mühe war nicht mit Erfolg gekrönt, denn an der Base Käther hatte er eine zähe und entschlossene Widersacherin, die heimlich alle seine Anschläge geschickt durchkreuzte. So gern sie mich auf dem Wäldi haben möchte, so etwas gehe nicht an, sagte sie bestimmt. Schon allein das gehe nicht an, einen halbwüchsigen Knaben neben das Gefindel von herabgekommenen und verroffenen Leuten zu tun, wie sie der Götti in der Herberge und von der Straße auflese, nur weil er meine, mit solchen Kreaturen um ein paar Rappen billiger zu fahren.

So blieb ich zum Glück, wo ich war, und nicht zuletzt mein heimliches Wohlgefallen an Frieda war schuld, daß ich mich innerlich hierüber freute. Denn mit einem Roß über Hof und Feld, ja vielleicht einmal durchs Dorf zu futschieren, das wäre halt doch auch etwas gewesen!

Ich kann nicht sagen, daß sich Frieda besondere Mühe gegeben hätte, mir meine Sorgen um ihre Zukunft zu erleichtern oder abzunehmen. Es kam mir geradezu unverständlich vor, daß sie den schüchternen Winterhalder nach wie vor misachtete und sich sogar über ihn lustig machte, während sie im Gegenteil an Noldi förmlich den Warren gefressen zu haben schien und mit sichtlichem Vergnügen so oft als möglich zu Mettauers tagelöhnen ging. Schors Schwengler, der damals etwa auf dem Torbrunnenhofe als Ackerbub aushelfen mußte, hinterbrachte mir mit vielstündigem Augenzwinkern allerlei Klatschereien, von denen ich ihm zwar nicht die Hälfte glaubte, die mir aber heimlich doch viel zu schaffen machten. Das eine Mal wollte er bemerkt haben, wie der Noldi eine halbe Stunde lang seelenallein bei der Frieda in der Waidküche gestanden und wie es eine Weile ganz mäusehinstill drinnen gewesen

sei; oder dann war Frieda eines Abends vor dem Heimgehen noch zu Noldi in die Futterternte hineingegangen, warum wisse er nicht. . . Einweg mache der Noldi immer ein Gesicht wie ein Laubfäher, wenn er die Frieda ansehe. Und einmal beim Bessereffen auf dem Nächstader habe er seine Alobensfinger extra auf ihre Hand gelegt und sie habe nicht dergleichen getan, als ob sie es merke. Er, Schors, habe natürlich nebenans gesehen, aber er sei halt in solchen Sachen nicht von Sinnelfingen und wisse schon die längste Zeit, wo der Storch über den Winter daheim sei.

Ich machte mir eine ernsthafte und unendliche Arbeit daraus, auf Frieda und Noldi acht zu geben und ihr Tun mit Argusaugen zu überwachen; besonders da der Noldi nach und nach immer öfter in unser Haus kam, während er daneben, wie mir Schors Schwengler sagte, bei jeder Gelegenheit auch mit der Steffen-Julie schön tat.

Friedas Eltern schienen ihrerseits blind zu sein, was mich oft in wirklichen Zorn brachte. Tag und Nacht studierte ich daran herum, wie ich sie am wirksamsten vor der drohenden Gefahr warnen könnte; aber nie wagte ich ein Sterbenswörtchen laut werden zu lassen aus Furcht, Frieda könnte es mir übelnehmen.

Nicht am wenigsten ärgerte ich mich, wenn ich für die jungen Leute den heimlichen Botergänger und Liebesbriefträger spielen mußte. Frieda machte sich ein besonderes Vergnügen daraus, mir hin und wieder abends ein verklebtes Zettelchen für Mettauers zu übergeben mit der Zumutung, den Bericht ja niemand anderem als Noldi selber auszubändigen.

Ich empfing und besorgte diese Aufträge immer mit ingrinnigem Schweigen, brachte auch die Antwort jeweilen mit ähnlichem innerem Behagen, aber immer unverlebt in Friedas Hände zurück und wurde auf diese Weise der zuverlässigen Vertraute und scheinbare Verbündete der beiden. Frieda schien ganz genau zu wissen, wie es um mich stand und daß sie ganz nach Belieben über mich verfügen konnte. Sie hatte manchmal ein ganz sonderbares Lächeln um die Lippen, wenn sie mir wieder etwas auftrug. Aber ich brachte es nicht ein einziges Mal übers Herz, den im Zorn gefahten Beschluß auszuführen und eines der Brieflein in die unredlichen Hände abzugeben.

Die beiden trieben es nach und nach für meine Begriffe etwas arg, sie gingen sich, wie man sagt, nicht mehr aus dem Wege. Als Frieda einmal in den abgelegenen Zeiserleben Schosse aufstetete, während ich nebenan mit der Hacke schaffte, kam der Torbrunner-Noldi an den Reben vorbei, ganz zufällig, wie er behauptete, obgleich ich mich daran erinnerte, daß ich ihm ebenso zufällig gestern Abend ein Brieflein hatte überbringen müssen. Nun bemerkte Frieda zufällig, daß sie zu wenig Bindstroh bei sich hatte, und schickte mich fast eine halbe Stunde weit heim, um einige Bündchen zu holen. Zur Vorsicht zählte ich vor dem Weggehen mit den Augen die aufgesteteten Rebenzeilen und konnte bei der Rückkehr zu meiner Genugtuung feststellen, daß sie in der Zwischenzeit nur um drei Reben weitergekommen war.

Am gleichen Abend kam der Noldi noch in irgendeiner Angelegenheit zum Zeigerhanß hinauf und trank ganz harmlos Most in der Stube. Da ihn Frieda jedesmal hinaus zu begleiten pflegte, versteckte ich mich rechtzeitig hinter Steinlis Scheuerbirnbaum, um die beiden einmal richtig belauschen und dann alles an den Tag bringen zu können. Ich mußte mehr als eine Stunde warten. Als sie endlich herauskamen, hatte mich der Noldi sogleich bemerkt. Er sagte mit königlicher Gelassenheit: „Geh' nur hinein, Gideon, die Scheuerbirnen fallen noch nicht, und Du frierst ja barfuß dort im nassen Gras.“ Frieda glaubte noch hinzuzufügen zu müssen, daß sie und der Noldi gar kein bißchen Angst hätten allein, es sei ihnen noch nie etwas passiert.

Am anderen Morgen sprach mir der Zeigerhanß beim Kleeholen in besorgter Weise zu, ich solle dann allenfalls das wegen dem Arnold und der Frieda, wenn ich etwas gemerkt habe, für mich behalten. Es gehe jetzt vorläufig, bis es ganz sicher sei, noch niemanden etwas an.

Am Sonntag darauf begegnete mir der Noldi auf dem Wege zur Kinderlehre. Er gab mir auf der Straße neben

Stettlers-Wolfgang's Krautgarten ein Zweifrankstück und sagte, er sei zufrieden mit mir, ich habe meine Sache bis jetzt brav gemacht. Ich behielt das Geldstück während der Kinderlehrstunde in der Hand und fühlte und rieb daran. Dabeim versorgte ich es in dem verbotenen Schubfach meines Kastens, da wo es am tiefsten ist.

Frieda fragte mich beim Abendessen, ob ich mit dem Botenlohn zufrieden sei? Dabei lächelte sie wieder so merkwürdig in sich hinein; nicht anders, als wenn sie mich noch einmal in den Brunnentrog gestellt hätte.

Burdi-Leute.

Mit der Zeit fing ich an, auch ein wenig auf unsere Nachbarn auf der anderen Seite der Straße, auf die Burdi-Leute acht zu geben; doch finden sich in meinem Tagebuch nur ein paar kurz hingeworfene Notizen über sie vor. Da heißt es unter anderem: „Heute das Pfund den Heultag gehabt,“ oder: „Heute bei Schwengeler's wieder ein Fraß gewesen.“ Und dann auf der folgenden Seite, ganz nebenbei: „Heute der Kreienhofer in der Burdi sich das Leben genommen.“

Der alte Kreienhofer war eigentlich fast der erste Inhaber der Burdi, mit dem ich mich im stillen beschäftigte. Meine Anteilnahme war dadurch wacherufen worden, daß das Schicksal des infolge Bürgschaft plötzlich verarmten Bauern bei uns eine Zeitlang lang das Tischgespräch bildete. „So einer hätte nicht in die armen Tage kommen sollen, er macht sich zuviel daraus,“ behauptete der Zeigerhanß jedesmal, wenn von ihm die Rede war.

Der Kreienhofer ging beim Birchenschwengel aus und ein, der je und je derlei Not-Kostgänger von der Armenpflege zugewiesen bekam und sie so gut und so schlecht es eben gehen wollte, gegen ein ganz geringes Wochengeld am Leben erhielt. Wer es ihm treffen konnte und seine Sprüche gelten ließ, der kam beim Schwengeler ganz leidlich davon. Aber den Kreienhofer hatte er „auf dem Strich“, wie er sagte. „So ein Hochmutskalb ist mir noch nie in die Finger gekommen,“ hörte ich ihn einmal beim Steinli-Röggel schimpfen; „so ein Kostkopf, der die armen Leute noch anspeien will, wenn er selber nicht mehr über eine Laus Meister ist! Der meint gewiß, man werde noch in der Ewigkeit auf die hinteren Beine stehen und das Männlein machen vor ihm, weil er einmal mit zwei Koffen zu Ader gefahren ist! Wenn das Bett zu kurz ist, macht man die Beine krumm, und wer sich nicht schicken kann, über den soll sich die Welt lustig machen.“

(Fortsetzung folgt.)

Sein schönster Tag.

(Schluß.)

Wie er 12 Jahre alt war, verweigerte die Gemeinde den Zuschuß, und der Thomerl ging dann zu einem Bauern als Knecht. Zuerst nahmen sie ihn, weil er gar so klein war, zum Viehhüten, und er mußte in den Futtergängen schlafen. Wie er älter wurde und sich bei anderen Bauern verdingte, bekam er es besser und konnte im Stallverschlag schlafen. Zum Militär nahmen sie ihn nicht, weil er so klein war und der Uniformtragen auch nicht gut über einem Kropf zusammengibt.

Dann half er bei einem Bauern, so des öfteren dem alten Köhler, einen Meiler aufsetzen und leer brennen. Wie der Köhler starb, trat er an dessen Stelle. Die Bauern hatten ihn gern zum Kohlenbrennen. Es kam selten vor, daß ihm die Arbeit in Feuer ausging.

Der Thomerl probierte manchmal zu sparen. Aber mehr wie ein paar Mark wurden es nie; in arbeitsloser Zeit schmolz trotz mageren Lebens wieder alles dahin. Im Sommer ging's noch. Hatte er da einen Brand fertig und nicht gleich wieder zu tun, dann blieb er einfach in der Hütte wohnen. Pilze gab der Wald und je nachdem auch einmal einen Braten, von dem die Jäger nichts wissen durften. Da waren ganze Wochen, in denen der Kohlenthomerl keinen Menschen zu Gesicht bekam und kein Wort sprach. Hatte er aber im Winter arbeitslose Wochen, dann zog er zu Tal ins Wirtshaus und schlief dort im Stall. Der Umzug plagte ihn nicht viel. Ging doch alles in den großen, oft ausgebeßerten Rucksack, was er sein eigen nannte. Eisenhasen und Töpfe, ein paar verflachte Hemden und ein wellener Janter für den Winter; Hosen hatte er nur ein paar kurze Ansekreie. Aber die waren aus Gamsleder und hatten vom Vieh'n Eisen auf den harzigen Baumstämmen ein dickes Pechpflaster hintendrauf. So ein Paar halten was aus. An besonders hohen Feiertagen richtete sich der Thomerl so eine heiße Brühe aus Wachs, Kienruß und Terpentin zurecht.

Mit dem Saft schwärzte er die Hosen dünn ein und rieb mit einer alten Bürste so lange daran herum, bis sie wieder blank waren und er selber schwitzte. Alsdann waren sie wieder recht im Glanz. Die dicken, grauwoollenen Badstrümpfe hatten einige löse, mit Zwirn zugeflickte Narben aufzuweisen. Im Winter wurden sie über die Arnie gezogen. Das moosgrüne, verwitterte Hütel legte er nur zum Schlafen ab. So bildeten eigentlich nur der alte Rodenkittel und ein buntes Haustuch den Sonntagsstaat des Alten, denn all das andere Zeug mußte auch am Werktag mit herhalten. Die grobgenähten Halbschuhe starrten von Nägeln.

Zum Heiraten langte es bei dem knappen Verdienst nicht, und so blieb er halt einsichtig. Als junger Bursch strich er eine Zeitlang den Deandln nach, hatte aber nicht viel Glück dabei. Ein Messerstück zwischen die Rippen und paar tüchtige Löcher im Kopf waren sein Haupterfolg.

Das einsame Köhlerleben, das er seit über vierzig Jahren bei harter Arbeit und langer Nahrung führte, hatte ihn nicht zum Vielredner erzogen. Er blieb aber harmlos wie ein Kind und nahm einen kleinen Spott gutmütig hin.

Also, der Thomerl hatte die Zusage zum Dableiben und saß hinter dem Tisch, zuerst ruhig qualmend. Es war Samstagmorgen und blühender Herbstsonnenschein draußen. Aus den Schluchten und Tälern brodelten die Nebel, wie wenn dort Riesen ihre Mahlzeit lachten. Wo die Sonne in den schwarzen Nadelwäldern auf blankes Gestein traf, dort ließ sie hart unrispen gelbe und hellgraue Flächen und Flecken mit scharfgrünen Streifen dazwischen herbortreten. Auf den grünen Almflächen waren rot und weiße bewegliche Flecken zu sehen. Die Berge grenzten scharf vom klaren, lichtdurchfluteten Himmel ab.

Das alles sah der Thomerl und da plötzlich wurde er unruhig. Ging zu einem der Fenster und setzte sich wieder auf die Bank, stolperte wieder zum Fenster und sah hinaus, gerade wie einer, dem etwas im Innern keine Ruhe läßt. Mühte das Hütl hin und her, räusperte sich und sah den Kerschbaumer Jass ein paarmal an, bis er aufmerksam wurde.

„Hehl dir was, Thomerl?“ fragte er.

Da rückte der Graukopf heraus: „Woast Jass, hast denn gar nig z'tun für mi? Au Herrgott möcht i net grad so sein Tag abstehl'n. Is do Werktag heut!“

Der Jass befand sich einen Augenblick. „Ja, weicht, Thomerl, i hätt schon was z'tun für Di, aber fragst si nur, ob Dir d' Arbeit guat genug is. Was halt der Saustall aus'misten.“

Das ist nun eine Arbeit, vor der selbst der Klobigste Bauernknecht sonst ein Kreuz macht.

Der Alte überlegte ein wenig und sagte dann: „Ja, recht gern, Kerschbaumer; wann i nur grad was Altes zum Anziag'n hätt.“

„I geb Dir eine alte Hofen von mir, Thomerl, alsdann geh's schon,“ lachte der Wirt und zwinkerte dem Bertl lustig zu.

Dann ging er hinaus und brachte ein Paar Hofen herein. Nun war aber der Jass ein langer, starker Mann, und die Buzen gingen dem Thomerl bis unter die Arme. Der Bertl band sie ihm um die Achseln mit einer Schur fest und klempte sie unten bis an die Arnie herauf. Nachdem er so ausgestattet war, stopfte er sich noch eine frische Pfeife, ging mutig über den Hof auf den Stall los und jagte zuallererst die Schweine heraus. Die beiden am Wirtsfenster lachten über die komische Figur aus vollem Halse, so daß auch die Wirtin und hinterdrein die Dirn aus der Küche gelaufen kamen und mitlachten.

Der Alte da draußen aber griff mutig zu und wütete mit Gabel und Besen, bis der Stall leer war. So eine gute Stunde.

„Vor der Arbeit hat mir schon lang graust,“ sagte der Jass zur Wirtin, die gerade wieder in die Stube kam, „geh, Alte, richt' dem Thomerl so eine richtige Jausen her und d' Walberl soll eahm's naustragen. Gibst a Viertel Tiroler dazu.“

Die Dirn stolperte mit dem Zeug über den Hof und stellte es auf den Hackflog.

„Da schickt Dir der Wirt eine Jausen; sollst Dir's schmeden lassen, Thomerl!“

Der machte große Augen. Was und Brot und Wein! Ja, Herrgott, Wein am helllichten Werktag; er und Wein, er und Wein! Ein paarmal im Leben hatte er Wein getrunken. Aber nie mehr wie ein Glas. Er kannte sich kaum aus.

Mit zitternden Fingern packte er das Glas und hob es an die Sonne. Rot bligte ihm das Sonnenlicht durch den Wein in die Augen.

Er löstete andächtig, verdröhte die Augen und schnalzte mit der Zunge. Dann setzte er sich auf den Sägebod nebenan, daß die kurzen Beine in der Luft baumelten, und ah. Und trank den roten Tiroler dazu; er, der arme Teufel, am helllichten Werktag!

Die drinnen in der Wirtsstube lachten aus vollem Halse über sein Staunen. Zu ihnen war der reiche, bide Müllerferd! aus Steinbrunn gekommen und lachte weidlich mit. Dann setzten sie sich wieder an den Tisch.

Plötzlich tönte draußen ein hoher Jauchzer, und wie sie ans Fenster rannten, stand der Thomerl mitten im Hof, trank sein Glas leer und tat dann einen für sein Alter erstaunlichen Luftsprung.

Dann lief er zum Brunnen, pumpt Wasser über Wasser, fegte im Stall, daß es gerade so eine Art hatte und er zum Schwigen kam. Hierauf schüttete er frisches Stroh ein, jagte die Schweine in den Stall und wusch sich am Brunnen.

Als er frisch gewaschen in die Stube trat, war dort der Tisch gedeckt und die Walberl leierte das Essengetel herunter, während die andern mit ineinandergekrampften Fingern stumm dabei standen.

Nach dem „Amen!“ packte der Bertl den Alten und zog ihn hinter den Tisch auf die Bank.

Nun war der Thomerl wieder am Staunen. „Was, Mittag essen solle er auch noch; so viel habe er ja gar nicht verdient?!“ Er solle nur fest zulangem.

Das läßt sich der Gebirgler nicht zweimal sagen, und er schöpfte herzhaft heraus. Wär's doch eine Beleidigung gewesen, hätte er es nicht getan.

Nach dem Essen blieben der Wirt, der Müller, der Bertl und der Thomerl auf einen Plausch sitzen. Nun hatte der Müller aber gerade Kohlen zu brennen und bestellte den Alten auf die nächste Woche. Der sagte zu und war voller Freude, so bald wieder Arbeit gefunden zu haben.

„Geh, Jacl, schen! mir a Schnaps'l ein; woast, i zahl's ja!“ sagte er leise zum Wirt. Der brachte ihm das Verlangte und schob die Bezahlung zurück.

Nun hatte aber der reiche Müller einen lästigen Teufel im Leib und langte dem Thomerl eine Zigarre über den Tisch. Mit tappigen Fingern schnitt der die Spitze ganz klein ab und zündete sie an. Daß doch heute alles Gute auf einmal kam.

„He, Jacl, laß mir den Kohlerthomerl net trocken sitzen. Bring' ihm einen Tiroler auf meine Rechnung!“ schrie der Müllerferdl.

Jetzt kannte sich der Alte nimmer aus vor Freude. Seine Finger zitterten, wie er dem Müller Bescheid tat. Schmachend nahm er ein Schlüßlein um was andere, zuerst zögernd, dann immer mutiger, bis das Glas leer war. Der Müller, dem es verischmilt im glattrasierten feisten Gesicht zuckte, bestellte noch einen Wein für den Kohler.

Nun wurde er redselig, der ungewohnte Trank hatte ihm die Zunge gelöst. „Hab's ja nimmer g'wusst, wie der Wein schmeckt!“

Allerhand erzählte er, sogar mit einem Augenblinzeln nach dem Bertl etwas von einem Reh und einer Schlinge. Dann lachte er hellauf. Wie aber der Kerschbaumer noch eine Viertel bringen mußte, da war's aus. Nun jodelte und juchzte er, wie ein Junger und sang die schönsten G'stanzeln. Gerade, wie wenn ihm der Wein die Jugend wieder gebracht hätte. Das Viertel war leer und der Alte machte kleine Augen.

„Kersch — Kerschbau — baumer, jeh't tat i halt gern schlafen,“ sprach er mit schwerer Zunge.

Der Wirt und der Bertl nahmen ihn unter den Arm und führten ihn in die niedere Kammer des Bertl, wo zwei bunt überzogene Betten standen, während der Müller hinterher ging und vor Lachen keine Luft mehr kriegte. Dann zogen sie den Waldschrott aus und legten ihn ins Bett.

Mühsam machte er die Kinderaugen nochmal auf und lallte schwer:

„Wist's, Zigarren hab' i schon geraucht, a' Mittag hab' i schon oft g'essen, an Wein hab' i schon getrunken und in an Bett a' schon g'schlafen, aber alles miteinander auf an einzigen Tag noch mit. Das war mei schönster Tag im Leben!“

Dann knippten ihm die Augen wieder schwer herunter und im nächsten Augenblick schief er glücklich schnarchend ein.

Arno Holz.

1863 — 26. April — 1913.

„Geduld, Poet, und nicht gemudst! So heißt die Bille, die du schluckst.“ Arno Holz hat mit dem, was er als Dichter und Künstler geschaffen, seine Seide gesponnen — viele, viele wissen das heute, die vor gut vier Wochen nichts davon wußten. Aber hinwegwiederum: was er geschaffen, war nicht vergebens getan. Der seltene Fall, daß dichterisches Schaffen mit all seinen einzelnen Teilen und zugleich als ein Ganzes ein einziges großes Gefolge mitreißt, beglückt auch diesen Dichter nicht. Hat überhaupt je ein Dichter solch ein Glück eingeholmt, der ein reiches Leben voll Entfaltung durchschritt? Dessen Leben also eine Zusammenfassung der Möglichkeiten vieler Einzelleben darstellt? Aber der andere Fall, daß eigentlich alle Teile des Schaffens ihre wirkende Welle auslaufen lassen, der trifft auf Holz zu. Nur hat sich die Welle immer von anderer Stelle und immer in ein anderes Stück Menschentwelt hinein ausgebreitet.

Arno Holz redet heute schon zur dritten Generation, das soll man nicht vergessen, und er selber baut in seinem Werk den dritten Innenkreis empor. Seine Kraft war von Anfang an auf den urgründigen Krieg gestellt, eigene dichterische Persönlichkeit zu werden. Sie wehrte sich beizeiten und mit wundervollem Aufstoßen und Dreinschlagen gegen die jungen Abhängigkeiten, warf, als er ein Zwanzigjähriger war, das Epigonengepäck ererbter Meinungen ab, rang sich, als er die Fünfunddreißig erreicht hatte, zu eigenen rhythmischen Ausdrucksformen durch, und heute, wo die Fünfzig voll geworden sind, kreißt es in ihm und will sich in größtem Unflusen des intensiven Erlebten dichterisch aussprechen. Nach Werken benannt, scheidet sich sein Leben nach den drei Stufen Buch der Zeit, Phantasia-Rhythmen und Berlin-Dramen.

Das „Buch der Zeit“ gab in den achtziger Jahren den roten Rebellen der jüngstdeutschen Lyrik an und wurde und blieb bis heute herauf ein Herzensbuch aller, die sich in derbem Groll wider die Schäden und Schmachwürde der Zeit empören. Das Proletariat, das vor allem auf eindeutiges und schlagkräftiges Bekennen sieht, liebt den Dichter gerade um seines Buches willen. Für Arno Holz bedeutete es die Revolutionierung des Was seiner Dichtung: die Zertrümmerung der alten Idole, und nun ging er vorwärts zur Revolutionierung des Wie, des dichterischen Ausdruckes.

Der Naturalismus war nicht bloß eine Stofffrage: sein Werk war nur halb und schwach, wenn er nicht auch die Form umschuf. Hier packte Holz an, bog im Verein mit Johannes Schlaf in neue Geise ein und wurde der entscheidende Anreger und Wegweiser. Zunächst mit Hilfe der „alles revolutionierenden Sprache des Lebens“ für Drama und Epik, und dann — indes die neunziger Jahre, mit Gerhart Hauptmann auf Arno Holz fußend, das Empfangene verwerteten — auch für die Lyrik. Ein Tempelreiniger wollte Holz sein: die falschen, unaufreren Elemente wollte er aus der lyrischen Kunst hinauspeitschen. Der Rhythmus sollte im Gedicht nicht mehr Selbstzweck sein, sollte nicht mehr neben dem Inhalt des Gedichtes eine eigene wortgetragene Klanggestalt führen: er sollte im Inhalt aufgehen. Holz forderte „eine Lyrik, die auf jede Musik durch Worte als Selbstzweck verzichtet und die, rein formal, lediglich durch einen Rhythmus getragen wird, der nur noch durch das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt.“

In zwei Bänden Lyrik zu je fünfzig Gedichten — Bezeichnend nannte Holz sie „Phantasia“, in anderem Sinne als jener ebenso überschriebene, berühmt gewordene Gedichtzyklus im Buch der Zeit, der die Schönheitstrunkene Bahnwelt traumenträcker Dichterromantik mit den erschütternden Kontrasten sozialer Großstadtwirklichkeit unflammert — in zwei Bänden Phantasia erprobte Holz die künstlerische Geltung seines Prinzips. War das Prinzip neu? Varg es die entscheidende Weiterentwicklung lyrischer Kunst, die Holz darin sah? Eins ist schon heute gewiß: daß Holz die Eröberung neuer lyrischer Ausdrucksmöglichkeiten energisch wie keiner neben ihm angebahnt hat. Das ist wichtiger als die Frage: ob alt, ob neu. Er rang um die Möglichkeit, die unserem gesteigerten Sinnenleben entspricht. Reich ist die Umwelt des Menschen immer gewesen, nie zuvor aber war die seelische Aufnahmefähigkeit des Menschen so hochgespannt wie heute. Diese Hochspannung ist ein natürliches Ergebnis unserer neuen Kultur, sie ist notwendig geworden, und neue rhythmische Kräfte, von ihrer Eigenart geboren und entladen, sind ebenso natürlich und notwendig. Wir sehen die Welt mit anderen Augen an als vergangene Generationen und müssen ihren Inhalt, den altererben wie den neu gewordenen und werdenden, in neuen Formen ausdrücken. Unser Kraftbewußtsein der Welt gegenüber ist mächtig gewachsen und bringt in die Sprache des Lebens ein. Die alten Salsläuche füllen sich mit jungem Wein: die Werte der Worte durchfrischen und steigern sich. Von dieser Bewegung aus müssen wir anschauen, was Arno Holz auf dem Weltfelde der Lyrik gewollt und geleistet hat.

Seine lyrischen Taten sind sein persönliches Eigentum. Nur wer vom Wesen der Kunst nichts weiß, kann der törichtsten Auffassung verfallen, die Phantasia-Lyrik sollte das eigentliche Vorbild für die Lyrik der Zukunft sein. Aber was dieser Dichter erkannte und was ihn führte — die „alles revolutionierende Macht der Sprache des Lebens“ — das wirkt in immer neuen Keimen ringsum in der Lyrik des letzten Jahrzehnts.

Natürlich fehlt es den Dastenden nicht an den Spöttern, die über dem Ergebnis, das nicht zureicht, vergessen, was doch auch, besonders heute, zum wichtigsten gehört: die Bewegung, aus der das Ergebnis sich ablöst. Ihr Merkmal heißt Drang nach Unabhängigkeit von gestern, nach Selbstständigkeit von heute. Sie will ohne Vermitteln auskommen, will alles aus sich selbst ziehen, aus eigenem Durchleben ihrer lebendigen Welt und Zeit. Zu den Grundelementen des Lebens, das sich im Individuum abspielt, will sie hinunter und will ihre Kunst aus diesen Elementen heraus geben. Nicht in unnebeln-unterbewußtem Stammeln, sondern stark bewußt und beherrschend. In dieser Bewegung aber wirkt die Leistung Holz' als lebendige Kraft. Sie zeigt ihre Spuren an tausend Stellen. Wer die Lyrik des letzten Jahrzehnts vorüberziehen sah, weiß das. Es ist freilich kein Einfluß, den die Massen aufnehmen und weitertragen, aber er wäre nicht möglich, wenn nicht dieselbe eifern-entschieden handelnde Dichterpersönlichkeit als Radialkraft hinter ihm stände, die vor dreißig Jahren das fast vollständig gewordene „Buch der Zeit“ aus brennendem Kampfherzen herauschleuderte.

Und diese Persönlichkeit lebt sich in ihrem neuen letzten Jahrzehnt in dramatischer Arbeit aus. Der große, schon in den neunziger Jahren angeplante Plan, das „Ende einer Zeit in Dramen“ darzustellen, rückt in den Vordergrund. Das erste Stück dieser Dramenreihe „Berlin“, die alle Kreise und Klassen, zusammengeschaffen durch ihr Willen, spiegeln sollte, kam schon in den neunziger Jahren aus der Werkstatt ans Licht: die Komödie „Sozialaristokraten“. Paul Ernst war bei diesem Werk des Dichters Arbeitsgefährte, und von ihm erfuhr man, das zweite Stück der Reihe sollte in sozialdemokratischen Arbeiterkreisen spielen und tragischen Inhalt haben. Dieser Plan hat sich geändert: der Gesamtinhalt lautet jetzt: die Wende einer Zeit, und an die zweite Stelle ist die Tragödie „Sonnensinfonie“ gerückt, die vor fünf Jahren wie vordem die Phantasia-Feste im Verlage von Johann Cassenbach

erschien: ein Drama aus dem Schaffenskampfe des malenden Künstlers. Und als drittes der Reihe kam vor wenigen Tagen im Verlage von Karl Neigmer, der sich jetzt mutig für den Dichter einsetzt, die Tragödie „Ignorabimus“ heraus, in der das Leben welt-rätsel-umringender Gelehrter aufgeschlossen wird.

Von der Miesarbeit dieser Dramen aus muß man den Kotschrei des Dichters verstehen, der in den letzten Wochen lauter und drängender als je ins Land ging. Vom ersten Tage seines dichterischen Ringens an hat Holz unter den ärgsten Entbehrungen geschaffen. Bis zur Reife hat er das Dichtereleid ausgekostet. Er hat gehungert und gefroren, hat um Brot Spielzeuge — hüpfende Frösche und laufende Mäuse — ausgetischt, hat schließlich mit Freundeshilfe Theaterstücke geschrieben, deren er sich zwar nicht zu schämen hat, die aber doch nicht geschrieben worden wären, wenn er ohne solche Hilfsquellen hätte leben können. Leben im Brotmateriellen und im geistigsten Sinne. Die aufgeweichten Anstrengungen dieser Jahre, Geld zu schaffen, zu erschreiben, laufen neben der Arbeit an den Berlin-Dramen her und wachsen wie diese gigantische Arbeit. Sie hängen mit ihr zusammen, und wer zumal auf die letzte Tragödie schaut, fühlt aus dem Hilfschrei der Dichters: hier ringt einer wie in tobender Flut um die Erfüllung des Zwecks, zu dem sich sein innerstes Leben emporgebaut hat.

Die beiden Tragödien der letzten Periode sind Werke ungebrochener Kraft. Der Dichter wuchs über seine Frühzeit hinaus. Die Frage vor einst, die fanatisch erhobene Forderung der naturalistischen Form, die ehemals jeden Satz des Dramatikers Holz abstempelte, tritt zurück hinter der Arbeit, die das Letzte und Neueste aus persönlich gelebtem Leben herausholen will, die ungeheuerliche Kraft und die erschütterndste Tragik. Unsere Gegenwart erwartet vom Drama den Menschen, in dem sich die gebärende Macht der Natur in höchster Willenswucht auslebt. Wie das nächste Ziel steht diese Forderung da, die nie so stark drängte wie in diesen jüngsten Jahren. Auf dem Wege zu diesem Ziele erwuchs aber die Tragödie „Sonnenfinsternis“. Sie ist mit den Mitteln der Bühne von heute ausführbar. Sie zunächst. Und sie steht so selbständig innerhalb der Dramatik unserer Zeit, daß sie aufgeführt werden muß. Nicht der Groll über die winzig-geringe Achtung, die des Dichters wichtigstes Schaffen bisher von der Bühne erfuhr, stößt diesen Ruf aus; nur der Sache, die ein Recht auf Gehör und Hilfe beanspruchen darf, sei beigeprungen. Und das ist neben dem Werke die gerade durch das Werk bewiesene Schaffenskraft des Dichters.

Er will heute den eigentlichen Ertrag seines ehrlich und zäh durchgerungenen Lebens geben. Das ist das Merkmal dieser dritten Periode seiner Arbeit, die ihn, den fünfzigjährigen, vorwärts weist auf ein Feld, auf dem es zynlopische Blöcke zu wenden und zu meißeln gilt. An der letzten Gabe gemessen, erscheint das Werk, an das Arno Holz noch zwanzig Jahre setzen möchte, fast übermenschlich groß. Aber nur aus Mitlebenden scheint es so: er selber vertraut seiner Kraft!

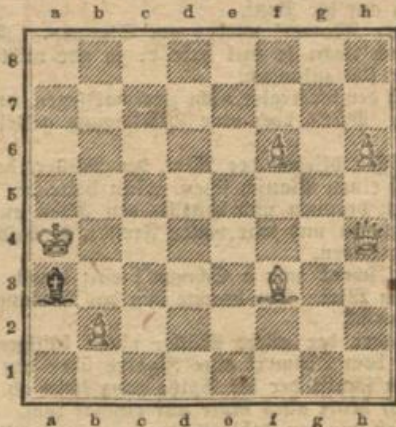
Franz Diederich.

Kleines feuilleton.

Bierlingsgeburten. Es ist ein wahres Glück, daß die fast gleichzeitige Geburt mehrerer Kinder ein verhältnismäßig seltener Fall ist. Zwillinge sind ja noch einigermaßen häufig, Drillings- und Vierlinge aber oder noch zahlreichere Gemeinschaftsgeburten gehören zu den Ausnahmen. Dr. Hans Hansen aus Kopenhagen, der in der Münchener Medizinischen Wochenschrift eine Studie über Bierlingsgeburten veröffentlicht, hat die amtliche Berliner Statistik durchforscht, um die Häufigkeit solcher Fälle beurteilen zu können. In den Aufzeichnungen, die insgesamt 74 Jahre umfassen, ergibt sich das Vorkommen von Zwillingen-geburten zu 11,1 auf Tausend, die der Drillingsgeburten auf nur 0,1 und die der Vierlingsgeburten gar nur zu 0,0015 vom Tausend. Unter fast 2-Millionen Geburten sind im letzten Dreivierteljahrhundert in Berlin nur dreimal Bierlinge zur Welt gebracht worden. Die Annahme, daß die Wahrscheinlichkeit solcher Geburten mit dem Alter der Mutter wächst, hat Dr. Hansen bestätigt gefunden, und zwar scheint dabei ein bestimmtes Gesetz zugrunde zu liegen. Die Zwillingmütter sind jünger als die Drillingsmütter, diese wieder jünger als die Vierlingsmütter. Außerdem kommt es verhältnismäßig selten vor, daß die erste Geburt Zwillingen das Leben gibt, und es scheint ein weiteres Gesetz zu sein, daß die Mehrlingsgeburten von höherer Zahl meist erst bei der zweiten oder späteren Geburt eintreten. Und noch eine dritte Regel hat sich aus diesen Untersuchungen ergeben. Es sind überhaupt gerade die häufig gebärenden Frauen, die außerdem noch mit Mehrlingsgeburten gesegnet werden. Zwillingen- und Drillingsgeburten treten in der Mehrzahl bei Frauen ein, die zum zweiten bis fünften Male gebären. Die Vierlingsmütter dagegen haben fast immer, noch mehr Geburten hinter sich. Das Alter der Vierlingsmütter beträgt daher meist um 35 Jahre. Selbstverständlich wird es bei diesen Mehrlingsgeburten um so schwieriger, die Kinder sämtlich am Leben zu erhalten, so daß sie auch in dieser Hinsicht als unerwünschtes Vorkommnis zu betrachten sind.

Schach.

Unter Leitung von E. Kapin.
Capriccio (Zesperjen).



Die Stellung des schwarzen Königs ist abstrakt nicht angegeben; denn die Aufgabe besteht eben darin, für ihn ein Standfeld zu finden, das eine Lösung ermöglicht.

Mittelgambit in der Rückhand.

Morphh Mongredien
1. e2-e4 e7-e5
2. Sg1-f3 d7-d5
Dem Lezhuge, der den Namen der Eröffnung einschließt, liegt der wenigstens theoretisch nicht unlogische Gedanke zu Grunde, durch Antreibung einer rapiden Entwicklung mittels des direkten „Doppelschrittes“ beider Zentrumsbauern mindestens Ausgleiche zu erzielen. Durch das analoge „Mittelgambit in der Vorderhand“, in 1. e4. e5; 2. d4 bestehend, erlangt Weiß unter Wahrung des materiellen Gleichgewichts bekanntlich sogar noch Angriffsansichten.

Jedoch liegt, praktisch genommen, die Sache anders. Dem Weiß hat, dank der Erstgeburten des Anziehers, ein Tempo voraus und Schwarz kann deshalb auf vollständig befriedigenden Ausgleich nur dann hoffen, wenn der Gegner nicht geradezu das Allerstärkste spielt.

Allerdings ist die Herausfindung des „allerklärtesten“ Weges für Weiß unter Umständen ungeheuer schwierig, so daß man in der Praxis noch auf etwas schwächere Züge des Weißen hoffen kann. Die bezeichnete praktische „Schwierigkeit“ ist so groß, daß selbst bei den theoretischen Untersuchungen der Eröffnungslehre die wichtigsten Fälle noch streitig sind. Zwar geben fast alle Theoretiker zu, daß Weiß jedenfalls im Vorteil ist, aber es wird bestritten, daß dieser unzweifelhaft „Vorteil“ schon einen positiven, erzwungenen Gewinn bedeutet. Denn im Schach ist nicht jeder Vorteil gewinnbringend, sondern nur ein solcher, der im Endspiel mindestens in den Mehrbestand eines Zumes anzuziehen ist.

Nur unter diesem letzteren, sehr relativen Gesichtswinkel hat auch der Leztzug eine gewisse Existenzberechtigung.

8. e4x5
Dies ist das Abschlüsse. Sehr gut ist auch 3. De2! z. B.: 3. ... Sc6; 4. e5, Dxd5; 5. Sc3, Dab; 6. d4, ed4; 7. Sb5, Lb4; 8. Ld2, LxL4; 9. KxL x. mit Rückgewinn des Bauern und großem Entwicklungsvorsprung. (Schwarz ist zu Kd8 gezwungen.)
3. ... e5-e4?
Verhältnismäßig am besten ist das „Gambit“: 3. ... Ld6!, um

nach 4. d4, e4; 5. Sc5, Sf6; 6. Lb5f, e6; 7. de6, 0-0 den Angriff zu führen.

Im Betracht läme auch, mit 3. ... Dxd5; 4. Sc3, Da5 in „Skandinavisches“ einzulernen (1. e4, d5; 2. ed, Dxd5; 3. Sc3, Da5; 4. Sf3, e5?). Es folgt jedoch: 5. Le4, Le7 (auf Lg4? LxL7?) 6. De2, Sc6; 7. Lb5, f6; 8. d4, Ld7; 9. de5 (Ld2, 0-0-0; Sd5, Sb4) 9. ... fe5 (Sxe5?; SxS, fe5; LxL4+; KxL; Dg4?) 10. LxS, LxL; 11. Sxe5 (Dxe5, DxD; SxD, Lxg2; Tg1, Lf6) 11. ... Lxg2; 12. Tg1, Ld5; 13. Txg7, 0-0-0; 14. Ld2 und Schwarz steht nicht gut (14. ... Lf6?; 15. Sb5).

Wollte, hingegen Schwarz mit 3. ... Dxd5; 4. Sc3 dem „Mittelgambit in der Vorderhand“ analog mit 4. ... De6 fortfahren, so folgt: 5. Lb5f, e6 (Ld7; 0-0-0, a6; Te1) 6. Le4, Ld6; 7. 0-0-0, Sg7; 8. Te1 (Lb3, Dd7; Sg5, 0-0; Dh5, Df5) 8. ... 0-0; 9. d4, Sg6; 10. de5, Sxe5?; 11. SxS, LxS; 12. Lf4, LxL; 13. TxD, LxT; 14. Lb3, LxL; 15. ab3, Le7 zc. Schwarz hat nur schwache Remisansichten. Man sieht, was das Anzugsstempo im „Mittelgambit“ zwischen der Vorderhand und der Rückhand ausmacht!

- 4. Dd1-e2 Dd8-e7
- 5. Sf3-d4 De7-e5
- Vorzuziehen g6 nebst Lg7.
- 6. Sd4-b5 Lf8-d6
- 7. d2-d4 De5-e7
- 8. e2-e4 Ld6-b4f
- 9. Le1-d2 Lb4xd2f
- 10. Sb1xd2 a7-a6
- 11. Sb5-c3 f7-f5
- 12. 0-0-0 Sg8-f6
- 13. Td1-e1 0-0
- 14. f2-f3 h7-b5
- 15. f3xe4 f5xe4
- 16. Sd2xe4 b5xe4
- 17. De2xe4 h5-h8
- 18. Lf1-d3 Le8-b7?
- 19. Se4xf6!
- Elegantier als Sc5, das auch gewinnig.
- 19. ... De7xf6
- 20. Th1-f1 Df6-d8
- 21. Tf1xf8! Dd8xf8
- 22. De4-b4! Df8-f4f
- 23. ... De8 fheiter! an DxL.
- 23. Kc1-b1 Sb3-d7
- 24. Db4xb7 Aufgegeben.
- (24. ... Tb8? 25. DXT).